

für die verschiedenen Strömungen unserer Zeit, noch mehr das klare Urteil dieser Frau frappiert, die eigentlich so wenig an dem Leben und Treiben der großen Welt teilgenommen hat und doch mit ihrem Geiste so lebhaft und innig an den großen Fragen unserer unmittelbaren Gegenwart interessiert ist. Dabei ist sie dem Schwankenden und Irrrenden wahrhaft eine Führerin und Wegweiserin in dem Wirral der verschiedenen, oft diametral entgegengesetzten Weltanschauungen und Tagesfragen, weil sie, auf dem soliden Postamente ihrer tiefgläubigen katholischen Gesinnung, über den Parteien und über den durch menschliche Leidenschaften oft so verworrenen Verhältnissen stehend die Antinomien des Daseins vorurteilsfrei und unbefangen abwägt.

Das geschieht auch in ihrem letzten Werke „Die Erbterben.“ Verschiedene, gleich wichtige wie interessante soziale Probleme, Fragen, den Standesunterschied, die Erziehung, die Ehetrennung, das Duell betreffend, finden in diesem Romane teilweise Erörterung, am allermeisten ist es aber der Autorin darum zu tun, die brennendste soziale Frage, die Arbeiterfrage, vom Standpunkte der christlichen Moral und Soziologie zu beleuchten und die modernen Weltverbesserungspläne und Zukunftshoffnungen der „Erbterben“, die allein die ganze Last und Hitze des Tages zu tragen glauben und sich infolge ihrer Arbeitslast und Lebensqual als die gedrückten, besitz- und rechtlosen, verachteten Banausen der Menschheit so gerne betrachten und als solche bemitleiden lassen, ad absurdum zu führen. Die Afferweisheit, die bedenklichen Ziele des internationalen Sozialismus, der nicht selten mit den Umsturzplänen der russischen Terroristen liebäugelt, werden als unnatürliche, besonders unserem deutschen Volkstum nicht naturgemäße Auswüchse sozialer Reformbestrebungen gekennzeichnet. Als oberster prinzipieller Grundsatz, gleichsam als Leitmotiv für jede vernünftige Sozialreform, gilt der christlichen Autorin der Satz, den sie der klugen Gräfin Harten in den Mund legt: Was an Weltverbesserung hat erreicht werden können, hat das Christentum gebracht. Darüber hinaus werden wir nie kommen. Arm und reich wird sich nur ausgleichen im Hinblick auf die Ewigkeit.

Aber nicht theoretisch-doktrinär stellt Brackel diese Maximen hin, sondern bringt sie in Zusammenhang mit einem lebensvollen Bilde, worin sich die wichtigsten sozialen Stände abspiegeln. Dank einer echt christlichen Weltanschauung im friedlichen Nebeneinander, leben die schlichten Bauern und Bürger des Städtchens in harmonischer Eintracht mit dem stolzen Herrengeschlechte auf dem ererbten Stammsitz und mit ihnen zusammen genießt der brave Fabrikarbeiter auf heimatlicher Scholle die Früchte ehrlicher Lebensarbeit. So bietet uns die reiche dichterische Phantasie der Autorin auf engem Boden ein erhabendes Kulturbild, das umso erfreulicher ist, jemehr die verfehlten modernen Grundsätze und verhegte, irre geführte Geister an den Fundamenten der staatlichen Gesellschaft rütteln. Und so ist mit seinen großzügigen Tendenzen dieser nachgelassene Roman, der sich auch stilistisch neben den früheren Werken Brackels durch fleißige Detailarbeit und vornehme Sprache auszeichnet, wahrhaftig ein Testament, eine letzte Willens- und Geisteslindgebung der westfälischen Dichterin zu nennen.

Linz a. D.

Prof. Oswald Flöck.

16) **Legenden-Studien.** Von Dr. H. Günter, Köln, J. P. Bachem 1906. IX. 192 S. 8°. M. 3.60 = K 4.32.

„Die Akten der Märtyrer sind keine frommen Fabeln, erfunden, um die Andacht der Gläubigen zu nähren; es sind Dokumente, die den Prüfstein der strengsten Kritik erfahren haben.“ So schrieb vor etwas mehr als 50 Jahren der bekannte spanische Philosoph und Schriftsteller Jakob Balemes in seinen Briefen an einen Zweifler. Kann dies Urteil in seiner All-

gemeinheit gegenwärtig noch auf volle Geltung Anspruch machen? Wenn wir dem Verfasser der vorliegenden Schrift glauben wollen, wohl schwerlich. Können wir uns aber auch unbedenklich seiner Führung anvertrauen? Darüber wird Inhalt und Methode des Buches Aufschluß geben.

Sehen wir uns vorerst den Inhalt etwas näher an. Derselbe ist auf fünf Abschnitte verteilt. Der erste (S. 5—14) handelt von dem „Außerordentlichen in der authentischen Akte.“ Letztere hat, obwohl „die Umstände . . . das Außerordentliche noch mehr er warten ließen . . . an dem übertriebenen Aufpuß der nachjulianischen Legende . . . nie und nirgends Teil.“ (S. 5.) „Aus der ganzen Reihe authentischer Passionen bleiben als ausgesprochenes Wundermathrium nur die Polkarpakten, und auch sie nicht jenseits aller Bedenken.“ (S. 10.) Im zweiten Abschnitt „Das Wunder in der Legende“ (S. 14—63), wird dem Leser an der Hand zahlreicher Zeugnisse die erstaunliche Wunderfülle vor Augen geführt, wie sie die späteren Legenden bieten. Dabei tritt der „himmleweite Unterschied zwischen authentischer Akte und Passion“ klar zutage und es ergibt sich, „daß das gesamte Mirakel-Material jüngern Datums, daß keine der Passionen über das fünfte Jahrhundert hinauf verfolgbar ist.“ (S. 64.) Es erhebt sich nun die Frage, ob nicht diese Passionen, die späteren Märtyrerlegenden, auch als authentisch betrachtet werden können, indem sie vielleicht nur eine andere Darstellungsform der verlorenen, älteren Berichte sind. Die Antwort gibt der dritte Abschnitt „Die Akte und ihre Weiterbildung.“ (S. 64—82.) Sie ist negativ. Schon vorher (S. 14 f.) hatte der Verfasser darauf hingewiesen, daß die spätere Zeit „das in der authentischen Akte Gegebene oder . . . andeutungsweise Gebotene ins Maßlose gesteigert hat.“ Hier wird „derartigen Fortbildungen direkt authentisches Material gegenübergestellt,“ (S. 64) woraus ersichtlich wird, daß die späteren Berichte nicht mehr als glaubwürdig angesehen werden können. Zahlreiche Beispiele veranschaulichen die Art und Weise, wie die Legendenbildung vor sich ging. Es gibt Legendenheilige, die ihre Existenz nur einem Missverständnis verdanken. (S. 70 ff.) Andere Umbildungen sind auf allzu buchstäbliche Deutung älterer Vorlagen zurückzuführen. (S. 72 ff.) Eine nicht unbedeutende Rolle spielt auch die Stilisierung oder poetische Bearbeitung von Heiligenleben in der Gestalt von Prüfungsarbeiten, wobei es mehr auf die Form als auf historische Treue ankam. (S. 77 f.) Der vierte Abschnitt wendet sich der „Märtyrerlegende im Abendlande“ zu. (S. 82—125.) Die apokryphen Bildungen der Märtyrerlegenden tragen den Stempel orientalischen Ursprungs. Mit dem fünften Jahrhundert begann die Umgestaltung der Legende im Orient (S. 83), im siebten Jahrhundert hat das Abendland den orientalischen Legendenstoff übernommen. (S. 86.) Mit größerer Ausführlichkeit wird in diesem Abschnitt die Legende von den 14 Nothelfern behandelt. (S. 111 bis 125.) Die ersten sicheren Nachrichten über diese Heiligengruppe entstammen dem Anfang des 15. Jahrhunderts. (S. 113.) Das Problem, wie gerade die Vierzehn zusammen kamen, ist mit Sicherheit heute noch nicht zu lösen. „Nur der deutsche Ursprung der Gruppe ist absolut sicher.“ (S. 123.) Nachdem der Verfasser in den vier ersten Abschnitten die Märtyrerlegende allseitig beleuchtet hat, lenkt er im fünften und letzten Abschnitt seines Buches, „die Bekennner-Vita“, unsere Blicke auf die übrigen Heiligenlegenden und insbesondere die Marienlegenden des Mittelalters (S. 126—186). „Auch das Asketentum (des Mittelalters) hat Außergewöhnliches bringen müssen, weil die subjektive Disposition den Effekt — zur einen Hälfte wenigstens — involvierte.“ (S. 126.) „Die rastlos arbeitende Volksphantasie und das Erbe der Alten: so ist auch die Bitten-Ausstattung geworden.“ (S. 130.) „Das Außergewöhnliche im Seelenleben dieser „Väter der Wüste“ und die allgemeine Wunderempfänglichkeit der Zeit haben aus ihm gemacht, was wir heute daran haben.“ (S. 132.) „Das Wunder war Zeitbedürfnis.“ (S. 133.) Der kindlich gläubige Sinn des Mittelalters hielt

ohne kritische Prüfung an mancherlei unverbürgten Nachrichten fest, die dann in seine Heiligenlegenden aufgenommen, sich auf spätere Zeiten vererbten. Zum Schluße zeigt der Verfasser, wie die verschiedenen Motive der Heiligenlegenden im 13. Jahrhundert „nach dem alles auffaugenden Zentrum der frommen Erzählung, der Marienlegende,“ geleitet werden und dort ihre weitere Ausgestaltung finden.

Zieht zur Beurteilung des Buches! Ohne Zweifel bezeichnet das Werk Günters auf dem Gebiete der hagiographischen Forschung einen bedeutsamen Fortschritt. Die Untersuchung zeugt von vollständiger Beherrschung des Stoffes, eindringende Kritik und ist durchgehends in echt wissenschaftlichem Geiste geführt. In sehr vielen Fällen bietet das Buch in vollstem Umfange die Quellenbelege für das Wort Professor Grisars auf dem fünften internationalen Kongreß katholischer Gelehrten zu München: „Die Märtyreraltan wurden erweitert; neue Dinge wurden hinzugefügt, ohne jegliche historische Gewissenhaftigkeit. So entstanden die Legenden der Märtyrer, mehr poetische als historische Darstellungen, die darum vor der Kritik eben so wenig Stand halten können, wie die biblischen Apokryphen.“ Manches Heiligenleben, das die üppigen Schlinggewächse mythischer Erzählungen ganz überwuchert und verdeckt hatten, tritt nach Entfernung allen störenden Beiwerkes wieder in ursprünglicher Reinheit schlicht und einfach uns entgegen. Es ist als ob die Heiligenbilder „unter der Tünche markiger und gefunder wieder herauskämen.“ (S. IX.)

Der Verfasser will keineswegs grundsätzlich die Wunder im Leben der Heiligen befeitigen. „Nicht der Wunderglau be steht in Frage, sondern die Autorität der Wunderberichte.“ (S. VIII.) Darum werden auch Wunder im Leben der Heiligen, wo sie dem Verfasser sicher bezeugt scheinen, bereitwillig anerkannt. (Vgl. S. 60, 107, 181.) Wenn es sich jedoch darum handelt, den Wundercharakter eines Vorganges festzustellen, bekundet der Verfasser nach unserm Dafürhalten eine allzu starke Neigung das Wunderbare in den Berichten als apokryph zu betrachten und dürfte daher seine Entscheidung zu Ungunsten der Wunder im allgemeinen schärfer ausfallen sein, als die vorliegenden Tatsachen erlaubten. Wozu, um nur Einiges heranzuhaben, in den zweifellos echten Polykarpalen, abgesehen von der dem Marthrium vorausgehenden Vision des Heiligen, dem himmlischen Ermunterungsruhe vor den Schranken des Gerichtes, dem Wohlgerüche, der sich während des Marthriums verbreitete — lauter Tatsachen, die allenfalls, obwohl kein besonderer Grund dazu vorliegt, eine natürliche Erklärung zuließen — wozu auch noch die von Augenzeugen berichtete Wölbung der Flammen um den Leib des Märtyrers, wodurch derselbe vor dem Feuertode bewahrt blieb, als möglicherweise natürlich hinstellen? (S. 12 f.) Was kann ferner dazu berechtigen, die S. 20—25 angeführten Märtyrerszenen mit dem in vielen Punkten offenbar unechten Marthrium des hl. Vitus ohne Unterschied auf einer Stufe zu vereinigen? Es gewinnt fast den Anschein, als wenn der „Roman-Märtyrer“ Vitus, dessen Leidensbericht (S. 15 ff.) an die Spitze gestellt wird, die folgenden decken soll: durch die Vituslegende wird der Leser in die rechte Stimmung versetzt zu der von dem Verfasser gewünschten Beurteilung der sich unmittelbar anschließenden Legenden anderer Märtyrer. Wir sind sodann ganz damit einverstanden, wenn Nachrichten von auffallenden Wundern in der Legende, die sich in den authentischen Akten — soweit diese nicht den jedes Wunder ignorierenden Prokonsularalten entnommen sind — nicht finden, als spätere Zutat aufgefaßt werden, oder daß Wunder, die das Gepräge des Seltsamen und Grotesken deutlich an der Stirn tragen, als unecht gelten. Aber wo weder das eine noch das andere der Fall ist und nur der Bericht einer späteren Zeit, etwa dem fünften Jahrhundert angehört, da sollte man doch nicht so leicht bei der Hand sein, solche Darstellungen, einzig auf innere Gründe hin, die keineswegs von durchschlagendem Gewichte sind,

als unzulässig zu verwerfen. Auch in diesem Punkte will uns bedenken, hat der Verfasser sich in manchen Fällen mehr von der ihn beherrschenden Idee, seiner Überzeugung nämlich, „der eingeschlagenen Richtung sicher zu sein.“ (S. VII) als von dem objektiv Gegebenen leiten lassen. Er scheint das selbst gefühlt zu haben, denn S. 168 betont er: „Man muß die ganze Bildreihe auf einmal durch genießen, um das Groteske der Einzel-erzählung zu empfinden.“ Also erst die Zusammenstellung vieler Einzelheiten erzeugt die Empfindung des Grotesken, nicht die Einzel-erzählung an sich betrachtet; und doch handelt es sich darum den Wert der letzteren, für sich genommen, abzuwägen. Ihrer Natur nach seltene Vorkommnisse verschiedenster Art, die oft durch Jahrhunderte von einander getrennt sind, werden hier losgelöst aus dem natürlichen Zusammenhänge der sie begleitenden Umstände nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet, enge aneinander gereiht, auf einmal dem Auge des Lesers vorgeführt: wird nicht durch eine solche Methode die objektive Einzeltatsache in einen Zusammenhang gebracht und einer Beleuchtung unterstellt, die unwillkürlich das reine, wahrheitsgetreue Empfinden fälschen und das unbefangene, gesunde Urteil des Lesers trüben müssen?

Doch genug der Ausstellungen. Alles in Allem genommen dürfte dem Gesagten zufolge das Buch Günters trotz seiner wissenschaftlich unleugbar wertvollen Beiträge zur richtigen Beurteilung unserer Heiligenlegenden doch dem allzu wenig kritischen Wunderglauben früherer Zeiten gegenüber, das andere Extrem einer gewissen unberechtigten Wundersche nicht ganz vermieden haben. Aber vielleicht war es auch hier notwendig, zuerst den Gegensatz in kräftigeren Farben hervortreten zu lassen, damit der frühere Irrtum sich um so deutlicher abhebe und die ganze Wahrheit um so schneller an dessen Stelle trete.

P. Brunsma n S. V. D.

17) **Neue Schule des gregorianischen Choralgesanges**

von P. D. Johner, Benediktiner von Beuron. Regensburg 1906.
Büstet. 8°. XIII u. 298 S. Brosch. M. 1.80 = K 2.16, geb. in
Leinwand M. 2.40 = K 2.88.

Eine Schule, wie wir sie eben brauchen, die uns klipp und klar sagt:
So singt man! Aller Schulunterricht basiert ja auf Autorität, und in dieser Hinsicht hat der Verfasser ein bedeutendes Prestige, er hat für sich die bis jetzt nicht erschütterte Autorität der reich entwickelten und künstlerisch hochstehenden Beuroner Chorpraxis, die auf jeden Hörer und Beobachter trotz divergierender Meinungen und Einzelheiten in ihrer Gesamt-erscheinung einen überwältigenden Eindruck macht und von der wohl so ziemlich alle Chöre noch lernen könnten und — quoad choralia — auch lernen sollten.

In Übereinstimmung und nach dem Muster der beiden bis dahin wohl besten Chorschule (der Chorschule von P. Ambros Kienle und dem Magister choralis von Dr. F. X. Haberl) gliedert auch der Verfasser unserer „neuen Schule“ seinen reichen und gut verarbeiteten Stoff in drei Hauptabteilungen: Vorschule, Normalschule, Hochschule. Das eigenartige Wesen des Choralgesanges und seine Zweckbestimmung als ausschließlich liturgischen Gesanges bedingen von selbst den von einer gewöhnlichen Gesangsschule wesentlich abweichenden Inhalt einer Chorschule. Die „Vorschule“ gibt zunächst den Begriff des Chorals und seine Unterscheidung von meißnerter Musik, dann eine gebrängte aber wohl vollständig ausreichende Zusammenstellung von Regeln über Aussprache, richtige Betonung u. c. der lateinischen Wörter, sowie eine Einführung in die wichtigsten liturgischen Bücher (Graduale, Antiphonale, Vesperale) nebst den kirchlichen Vorschriften über die bei Amt und Vesper notwendig zu singenden Teile; endlich ein